

Unterhaltungs-Blatt,

a 1 8

Beilage zur Preßburger Zeitung Nr. 74.

Dienstag den 17. September 1822.

Meine Heirath.

(Fortsetzung.)

Mitternacht war nahe, als die Gesellschaft die Betten suchte. Mein Oheim trat mit mir an's Fenster. Seine Tochter, die Verlobte, stand neben uns, als der Alte in einer Art scherzhafter Wichtigkeit fragte: „Über Lyda, wohin betten wir denn unsern Better?“ — „Lieber Vater, ich habe wahrhaftig noch nicht daran gedacht.“ — Lyda wurde verlegen, indem sie dies sagte. „In das rothe Kabinett können wir unsern Gast doch unmöglich verweisen. Wir hätten sein Leben auf unsern Gewissen.“ —

Ich wurde aufmerksam. Natürlich, daß ich um Aufklärung dieses Räthfels bat. — „Die Sache sollte billig lachenswerth seyn,“ fing mein Oheim an. „Sie wird dir vielleicht auch so erscheinen; indessen weiß ich nicht, was ich davon denken soll. Seit einigen Wochen läßt sich in jeder Nacht ein Geist im Gewande des Grabes dort sehen. Mehrere meiner Gäste haben diese Erscheinung selbst erblickt, und sind vor Schrecken krank geworden.“ — Er rief einen der Vorbeigehenden, einen Mann, dem es vor der Stier stand, daß Furchtsamkeit sein Fehler nicht war. Dieser bestätigte die Aussage und beschrieb mir das Schick-

hen, das Seufzen des Geistes so, daß mich in der That ein kleiner Schauer überlief. Daß ich mir dies nicht merken ließ, darf ich nicht erst bemerken. Ich war ein neuer Gast — ich mußte mich doch etwas zeigen, und von meinem Wissen, von meinem Muth eine Probe geben. — „Es ist doch wohl nicht ein Dieb?“ sagte ich. „Die Geister haben zu oft manchem Gefindel dieser Art die Maske geliehen.“ — „Das dachte ich auch. Aber ob gleich im Kabinet mehrere Schränke mit Kostbarkeiten stehen, so fehlte doch nie etwas.“ — Ich wurde ernster. Es entging mir nicht, daß der Oheim, daß Lyda und der eine Gast mich während meines Schweigens mit einer Aufmerksamkeit ansahen, als erwarteten sie von mir Aufschluß. — Dies weckte meinen Muth. — „Erlauben Sie, daß ich in jenem geheimnißvollen Kabinet schlafen darf,“ sagte ich: „Vielleicht bin ich so glücklich, der Sache auf den Grund zu kommen.“ — Nach einigen Weigerungen wurde es mir zugestanden. Wir trennten uns, und ein alter Bedienter brachte mich über einen schönen Saal nach jenem Kabinet, dessen Thür ich nicht ohne einen innerlichen Schauer betrachtete. Gegen den Bedienten, der meinen Mantelsack trug, wollte ich meine Unruhe nicht merken lassen; ich fragte ihn daher gar nicht, er mochte mich so bedenklich anblicken, wie er wollte. Glaubte er vielleicht, daß man mir nichts von jener Erscheinung gesagt hatte? — Bei'm Weggehen zeigte er mir eine Klingelschnur. — „Sollten Sie etwa in der Nacht Jemanden rufen müssen, so ziehen Sie nur diese Schnur. Ich bin dann gleich bei Ihnen.“ Dies sagte er und ging. —

Ich läugne nicht — mir wurde etwas unheimlich.

Die Fahne eines nahen Thurmes knarrte vom Winde ge-
 trieben — der Ton einer Eule war eben nicht herzerhebend-
 de Musik, und überdem schien der Boden über mir von ei-
 nigen Räsen zum Konzertsaale ausgesucht zu seyn — bange
 sah ich mich um, ich untersuchte die Wände; sie waren
 fest und sicher. Die Thüre konnte so wenig verschlossen
 als verriegelt werden, da das Ganze mehr eine Art von
 Alkoven ausmachte, den zwei Glasthüren von dem Saale
 trennten. Ein schönes Bett stand da. Während ich alles
 mit meinem Licht musterte, fiel dies von dem Leuchter und
 verlösch. Ich erschrock, ich wollte aber nicht muthlos
 scheinen, ich wollte jenen freundlichen Bedienten nicht ru-
 fen, und so legte ich mich in meinen Kleidern zu Bette.
 Schwach schien der Mond durch die dicken Wolken — ich
 konnte gegen die Fenster hin alles ziemlich unterscheiden —
 mit offenen Augen lag ich, als es Eins schlug. „Gottlob!“
 dachte ich, mich an den alten Aberglauben errinnernd:
 „die Stunde ist vorbei, in welcher die Geister gewöhnlich
 die Ronde machen!“ und warf mich auf die Seite, um
 einzuschlafen, denn ich war todtmüde.

Da ging die Saalthüre auf — ich hörte den knistern-
 den Gang irgend eines Kommenden — mein Haar auf dem
 Haupte sträubte sich — ich richtete mich etwas auf — mit
 der gespanntesten Aufmerksamkeit horchte ich — als der
 Tritt näher kam — als die Thür des Kabinetts sich öffnete
 — als ich bei dem schwachen Hell Dunkel jene in das Ge-
 wand des Grabes gehüllte Erscheinung sich mir nähern sah.
 Gern hätte ich die mir Schutz versprechende Klingschnur
 gezogen — aber — ich hätte aufstehen müssen, um sie zu
 erfassen, und — jene schreckliche Gestalt stand zwischen mir

und der Schnur in der Stellung einer Betenden, mit gesenktem Haupte mit gefalteten Händen. Mehrere Minuten blieb sie in dieser Stellung — ich glaubte leise Seufzer zu hören — meine Angst war unbeschreiblich, und im Todeschweize gebadet lag ich da. Das Einzige, was mich noch aufrecht erhielt, war die Hoffnung, der Geist würde bald wieder weggehen. Aber — denke man sich meine Lage da die Erscheinung die Decke meines Bettes aufhob und sich zu mir legte. Ich machte gern Platz — ich drückte mich so nahe an die Wand, als möglich; mochte das Lager auf den Keissen der Bettstelle noch so unbehaglich seyn. Das Gespenst lag still — noch stiller lag ich — als eine Hand mein Gesicht berührte. Sie hatte natürliche Wärme, und dieser kleine Umstand gab mir meine Besinnung wieder. Nach der Spinnstubenlogik konnte ein Geist keine warme Hand haben. Ich näherte mich leise — die Erscheinung holte Athem — ich wagte es, die auf meinem Gesicht liegende Hand mit der meinigen zu berühren — ich fühlte einen Ring an einem Finger des vermeinten Gespenstes — ich zog ihn behutsam ab — ich steckte die Beute in eine meiner Westentaschen — und legte mich nun ganz ruhig zurück. —

(Der Beschluß folgt.)

Das Gift der Klapperschlange.

Ein Pächter in Nord-Amerika mähte mit seinen Schwarzen eine Wiese; aus Vorsicht, um nicht von einer Schlange gestochen zu werden, zog er Stiefeln an. Unvermerkt trat er eine Klapperschlange, welche ihm sogleich nach den Beinen flog; wie sie aber

zurücksprang, um ihren Biß zu wiederholen, wurde sie von einem Schwarzen mit der Sense durchhauen. Am Abende zog der Wächter seine Stiefeln aus, und legte sich zu Bette. Bald darauf wurde er von Magenschmerzen befallen, schwoll auf, und eh ein Arzt kommen konnte, war er todt. Man untersuchte die Sache nicht genauer. Wenige Tage nachher zog der Sohn des Vaters die hinterlassenen Stiefel an, allein auf dem Abend bekam er die nämlichen Zufälle, und der Unglückliche starb am folgenden Morgen. Man gerieth noch nicht auf die eigentliche Quelle dieses traurigen Vorfalles. Die hinterlassene Wittwe verkaufte zum Besten ihrer übrigen Kinder die Meubeln. Einer der Nachbarn kaufte die Stiefeln, zog sie an, und wurde mit gleichen Zufällen befallen. Dessen Frau holte sogleich einen berühmten Arzt, der zum Glücke auch etwas von dem vorigen Vorfalle gehört hatte, die Ursache errieth, Öhl verordnete, und den Mann rettete.

Die so gefährlichen Stiefeln wurden nun näher untersucht, und man fand, daß die beiden Giftzähne der Klapperschlange im Leder stecken, und von der Gewalt, mit welcher sie den Kopf zurückgezogen hatte, ausgebrochen waren. Die Giftblasen, und verschiedene kleine Nerven die am Stiefel hiengen, waren noch ganz frisch. Der unglückliche Vater und Sohn waren vergiftet worden, indem sie beim Ausziehen der Stiefeln sich unmerklich an diesen Zähnen geritzt hatten, durch deren Fühlung etwas von diesem entseßlichen Gifte in die Wunde gekommen seyn mochte.

Das wilde Mädchen.

Im Jahre ein Tausend sieben Hundert ein und dreißig wurde nicht weit von Chalon, in der Champagne, ein wildes, schwarzes Mädchen gefangen, welches damal ungefähr neun bis zehn Jahre alt seyn mochte. Ein französischer Edelmann, der sich nahe bei Marne auf der Jagd befand, hatte diese kleine Wilde in Gesellschaft einer andern, von eben der Größe auf dem Wasser erblickt, sie für Wasserhühner angesehen, und nach ihnen geschossen, ohne sie jedoch zu treffen. Auf den Schuß tauchten beide Mädchen unter, und kamen weit von dieser Stelle wieder ans Ufer. Die eine wurde hernach von einem Schäfer und seinen Gehilfen erhascht. Doch nicht ohne Mühe, weil sie wegen ihrer Schnelligkeit im Laufen, und ihrer Behendigkeit, sich auf Bäume zu schwingen, sehr hart zu fangen war; auch sich mit einem kurzen, dicken Stocke tapfer wehrte. Sie wurde auf das Schloß des Herrn von Epinoy gebracht, und in die Küche geführt, wo sie gleich über ein Stück rohes Federwildpret herfiel, und selbes mit großer Begierde verzehrte. Auch einem Kaninchen, das man ihr gab, zog sie das Fell ab, und aß es ganz roh. Durch oftmaliges Waschen bemerkte man, daß ihre natürliche Farbe eigentlich die weiße war. Ihre Finger, besonders die Daumen, waren ungewöhnlich groß und stark, kamen ihr aber in ihrem wilden Zustande sehr gut zu statten; sie stützte sich mit den beiden Daumen auf den Zweig eines Baumes, und schwang sich so wie ein Eichhörnchen auf den nebenstehenden Baum. Im Laufen war sie so schnell, daß sie noch nach vielen Jahren das flüchtigste Wild in vollem Laufe

einholen konnte. Es war ihr auch eben so leicht Löcher auf den Mauern und Dächern zu machen, auf welchen sie so sicher wie auf der Erde herumging. Statt der Sprache ließ sie nur ein unvernünftliches Geschrei hören, besonders wenn sich ihr ein Unbekannter näherte, und sie berühren wollte, oder wenn man sie zum Zorne reizte. Ihre liebste Nahrung bestand in rohem Fleische, Fischen, Wurzeln, Blättern; doch nahm sie auch mit Fröschen vorlieb, und so oft sie einem Fluß oder Teich nahe kam, sprang sie hinein um zu schwimmen, und Fische oder Frösche zu haschen. Gekochte Speisen konnte sie lange nicht ertragen. Nach den ersten Versuchen, gekochte Speisen zu genießen, oder statt Wasser, Wein zu trinken, verlor sie alle Zähne, an deren Stelle ihr aber wieder neue wuchsen; und sie mußte viele Krankheiten erdulden, bekam aber in der Folge großen Ekel gegen alle rohe Nahrung. Sie lernte nach und nach die Sprache, und wurde am sechzehnten Juni im Jahre ein Tausend sieben Hundert zwei und dreißig getauft, wo sie den Namen Maria Angelika Memie le Blanc erhielt.

Sie versicherte, daß sie nicht eher, als nach ihrer Befangennnehmung und Erziehung, zu denken angefangen, und während der Zeit ihres wilden Lebens keinen andern Begriff, als die Befriedigung ihrer Bedürfnisse gehabt habe. Sie wußte weder von Ältern noch Vaterlande, und erinnerte sich bloß an den Umstand, daß sie in der von ihr zuerst bewohnten Gegend keine eigentlichen Häuser, sondern nur Löcher in der Erde, oder eine gewisse Art kleiner mit Schnee bedeckter Hütten gesehen hätte, in welche man hinein hätte kriechen müssen. Die einzige Begebenheit ihrer ersten Jahre, wovon sie noch ein schwaches

Andenken hatte, war, daß sie einmal in einem Wasser ein großes, fast wie ein Hund gestaltetes Thier, mit einem runden Kopfe, großen funkelnden und schwarzbraunen Haaren sah, welches auf sie zukam, als wenn es sie fressen wollte, daher sie sich durch eilige Flucht auf das Land rettete. Aus dieser Beschreibung hat man geschlossen, daß das Mädchen damals einen Seehund oder Seewolf gesehen habe, und also wahrscheinlich in einer sehr nördlichen Gegend um das Eismeer geboren seyn müsse; worin man bestärkt wurde, weil diese Wilde auch lange starke Neigung fühlte, trotz des Eises und der Kälte, im Wasser zu seyn, und sie die Hitze so wenig ertragen konnte, daß sie anfänglich, wenn sie auch nur kurze Zeit der gewöhnlichen Sommerhitze ausgesetzt war, Ohnmachten bekam. Wie sie aber mit ihrer Gespielinn, die vielleicht ihre Schwester gewesen ist, bis nach Frankreich, und zwar bis nach Champagne gekommen sey, ohne gesehen oder gefangen zu werden, bleibt eine schwer zu beantwortende Frage.

Silben = Räthsel.

(Dreißig)

An ein Mädchen.

Das Erste hat für mich noch nichts gethan,
 Auch bet' ich es für wahr nicht an
 So lang' mir Geist und Kraft geweiht
 Verbunden mit Genügsamkeit.

Ob ich die andern beiden werde,
 Das weiß ich nicht auf dieser Erde,
 Auch liegt noch der Gewinn
 Für jetzt mir nicht im Sinn.

Das Ganze, Keiner kann es von sich sagen,
 So lang' ihm Wünsche noch im Busen schlagen,
 Doch wandelst du mit mir das Leben hin,
 So ist gewiß, daß ich das Ganze bin.